Ich der Bundesweibel...

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **100 (1974)**

Heft 29

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ich
der Bundesweibel...

Auch unsereiner hat Herz und Gefühl, und es beruht auf einem Irrglauben, zu meinen, ein Bundesweibel besitze eine Seele aus Papier. So ist die Freude gross, wenn altvertraute Gesichter, die der unvermeidliche Zahn der Zeit zum Verschwinden gebracht hat, unversehens in unserem Revier wieder auftauchen. Mit dieser Vorbereitung ziele ich auf Ludwig von Moos. Dieser leutselig gewesene Bundesrat stellte sich eines Tages ein und zugleich mit einer neuen Aufgabe vor. Beim Vorüberwandeln raunte er mir, die Rechte reichend, vertraulich zu, er sei gar nicht so unglücklich, dass diese Aufgabe nichts mit dem Departement zu tun habe, das er mit seinem Rücktritt aus der Landesvaterschaft verliess. Denn mit dem Wortgefuchtel rings um die Schwangerschaft hätte er sowenig etwas zu tun haben wollen wie sein dynamischer Nachfolger Kurt.

Im Unterschied zu dem genannten Kurt ist Ludwig nicht beauftragt, keimendes menschliches Leben zu schützen, sondern alte architektonische Reste. Ein schönes Vorhaben! Und er hat es in bedeutendem Rahmen übernommen: Fast ganz Europa macht nämlich mit. Obwohl es sich um die Rettung von Altertümern handelt, ist das Vorgehen selbst modern: Organisation ist alles! Nachdem in der hochwohllöblichen Strassburger Ratsstube – wenn man diesen Betrieb mit Stube bezeichnen darf – der Gedanke Wurzel geschlagen hatte, das Jahr 1975 zum «Jahr für europäische Denkmalpflege und Heimatschutz» auszurufen, berief man flugs eine Mammutkonferenz nach Zürich; 300 Delegierte aus 27 Ländern einigten sich auf den sensationellen Beschluss, ein Propaganda-Signet und ein Motto aushecken zu lassen und nationale Komitees ins Leben zu rufen. Dass die Konferenz solch saftige Früchte zeitigte, liegt daran, dass sie sich auf unseren Kontinent beschränkte und nicht weltweit beschickt wurde, sonst hätten Zeit, Energie, politische Reife und Hotelspesen ja nicht gereicht, um auszuknobeln, ob Südafrika mitmachen dürfe oder vom Heimatschutz zu dispensieren sei. Und was Zürich als Keimzelle anbelangt, so gilt diese Stadt längst als weltweites Exempel historisch-bewahrender Behutsamkeit: Das einstige gedeckte Brückli beim Bahnhof wurde nicht ohne eine Träne im Auge der Bevölkerung abgerissen, und die mit neckischen Pyramidlein bedeckten Marktstände beim Rathaus passen ins Stadtbild sowohl wie die herrlichen Bankpaläste, welche nur von neidischen Habenichtsen als «Höhlen der Gnomen von Zürich» beschimpft werden.

Was also Ludwig von Moos betrifft, so haben er und seine Getreuen bereits einen flammenden Aufruf an Stadt- und Landbewohner, vor allem auch an die liebe Jugend erlassen, hinsichtlich typischer Dorfkerne und städtischer Nostalgie-Gassen zu retten, was noch zu retten sei. Dass in so eindringlicher Weise just die Jugend zum edlen Tun aufgerufen wird, liegt nach meiner langjährigen Lebensklugheit im Umstand begründet, dass die Jugend noch Ideale hat, wohingegen das Alter, wenn es nicht arm geblieben ist, mehr das Geld und auch den Sinn dafür, wie man selbiges am besten diversifiziert. Und trotz aller gegenteiligen Beteuerungen hält jener intelligente Teil unter den erwachsenen Landsleuten, die das Geld weise zu verwalten verstehen, unverrückbar an der Ueberzeugung fest, es sei am besten, wenn man sich ein Stück Land sichere und auf dem ein Gebäude hinpflastere, das in erster Linie rentiere. Ob es schön sei oder in die Umgebung passe, spiele dann eine nebensächliche Rolle.

In diesem Sinn und Geist blutet allerdings mein Herz und gerät mein Gefühl in Wallung in bezug auf das Denkmalschutzjahr 1975. Mir schwant, dass zwar einige Schaustücke hübsch zuwege gemacht werden, damit man Touristen scharenweise hinführen und eine wie uralt aussehende Beiz daneben eröffnen kann, dass im übrigen aber die Zerstörung zu Stadt und Land im gewohnten Tempo einherschreitet.

Elfmal Emilia Galotti

Das Zürcher Schauspielhaus hat seinen Beitrag zu den Junifestwochen damit beschlossen, dass es elfmal hintereinander «Emilia Galotti» spielte. Eine Vorstellung mit dem eigenen Ensemble, wie sie eigentlich während der ganzen Saison stattfinden soll, ohne gleich als Festspiel bezeichnet zu werden.

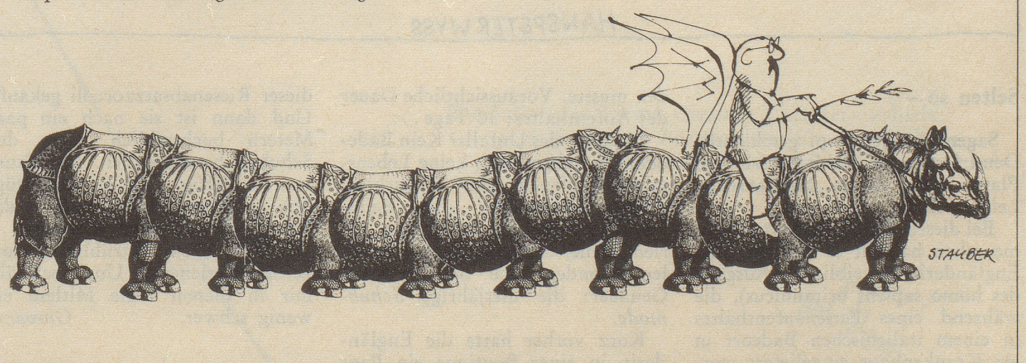
Angelo Neumann, der grosse Theaterleiter und Vorkämpfer Wagners, veranstaltete jährlich Maifestspiele. Da kamen die grössten Sänger und Sängerinnen, die grössten Schauspieler und Schauspielerinnen, aber keine Vorstellung wurde wiederholt. Da kam zum Beispiel der berühmte Wiener Wagnersänger Hermann Winkelmann und sang den Tristan; seine Partnerin war die nicht weniger berühmte Rosa Sucher, von der der unverwüstliche Hellmesberger sagte: «Und der Mensch vergöttre die Sucher nicht!» Da wurde unter vielem andern das Demetriusfragment Schillers gespielt, das vielleicht sein grösstes Drama geworden wäre, und auch zu dieser einmaligen Vorstellung waren zwei oder drei grosse Gäste geladen.

Es kamen aber auch ganze Ensembles. Das Wiener Burgtheater, Otto Brahm aus Berlin mit seiner Truppe spielte einen Abend Ibsen und einen Abend Hauptmann, Max Reinhardt spielte einen Abend den «Sommernachtstraum» und den zweiten Abend den «Kaufmann von Venedig» mit dem unvergleichlichen Rudolf Schildkraut als Shylock. Die Dresdner Oper brachte zu ihrer Tristanvorstellung ihr ganzes Orchester mit, der Riedelverein in Leipzig hundert Sänger und Sängerinnen zu einer Aufführung der Neunten Symphonie. Und den Abschluss bildeten alljährlich die «Meistersinger» mit drei oder vier berühmten Gästen, einem Hans Sachs, einem Walter von Stolzing, einem Evchen und manchmal auch einem Beckmesser.

Und nun zur «Emilia Galotti». Die Aufführung habe ich nicht gesehen, aber die Kritiken und die Stimmen sachverständiger Zuschauer waren nicht gerade positiv. Es scheint, dass der Prinz keineswegs ein unwiderstehlicher junger Mann war, sondern ein bejahrter Wüstling, was Emilias «Verführung ist die wahre Gewalt» recht unwahrscheinlich machte. Der Prinz ist ein leichtfertiger Zyniker, der ein Todesurteil «recht gern» unterschreibt, und er ist ein Ahne des Herzogs von Mantua in «Rigoletto», der auch glaubt, dass endlich die Flamme reiner Liebe in seinem Herzen entzündet worden ist, aber im nächsten Akt zu der sehr zugänglichen Maddalena geht und nicht sich, sondern la donna mobile findet. Der Tod der armen Gilda ist übrigens unvergleichlich tragischer als der Emilia Galottis. Gilda opfert sich, um den treulosen Geliebten zu retten, während Emilia nicht ganz begründet von ihrem Vater erstochen wird.

«Emilia Galotti» habe ich mehrmals bei Reinhardt gesehen, die wunderbare Lucie Höflich spielte die Titelrolle, den Marinelli unübertrefflich Albert Bassermann, nur dass die Rolle im Lauf der Jahre einiges Fett ansetzte. Und der Prinz dürfte Moissi gewesen sein, dem man glauben konnte, dass Verführung die wahre Gewalt ist. In Prag habe ich «Emilia Galotti» inszeniert, hatte einen schönen jungen Liebhaber als Prinzen, und so wurde die Szene im dritten Akt, da der Prinz mit Emilia spricht, ein Höhepunkt der Vorstellung. Lessings Schluss hat manches Diskutable an sich. Dass Odoardo den Prinzen vor Gottes Richterstuhl fordert, ist nicht sehr einleuchtend, nachdem er, einem altrömischen Beispiel folgend, die Tochter ermordet hat. Und wenn der Prinz sagt: «Ist es zum Unglück so mancher nicht genug, dass Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?», ist es geradezu grotesk, und Bassermann liess es bei seinem achselzuckenden Abgang merken, dass er wusste, der Prinz werde ihn morgen wieder brauchen.

Ob es in Zürich genug Publikum für diese elf Vorstellungen gegeben hat, ist mir nicht bekannt. Aber unter einem Festspiel verstehe ich doch etwas anderes als elf Aufführungen einer nicht gerade mit Jubel aufgenommenen Aufführung.

N. O. Scarpi

Experimentelle Biologie macht's möglich